

Die Sammlung

Im Lexikon wird der Gegenstand etwa folgendermaßen definiert: »Grund, Subjekt einer Leidenschaft. Bildlich und vorzugsweise der geliebte Gegenstand.«

Nehmen wir an, daß unsere Gegenstände tatsächlich der Grund einer Leidenschaft sind, der Leidenschaft des Besitzens, deren gefühlsmäßige Stärke sich in nichts von der Leidenschaft zu einer Person unterscheidet; daß sie eine ständige Leidenschaft ist, die häufig alle anderen an Heftigkeit übertrifft und manchmal sogar die einzige ist, die einen ergreift. Eine gedämpfte, diffuse und regelnde Leidenschaft, deren bestimmende Rolle wir im vitalen Haushalt des einzelnen wie der Gruppe und für den Selbstbehauptungswillen gar nicht hoch genug einschätzen können. In dieser Hinsicht sind nun die Gegenstände (abgesehen von ihrem Gebrauchswert) für die Person mehr als nur ein materieller, solider Körper, sie bilden ein geistiges Reservat, in dem ihr Besitzer herrscht, eine Sache, deren Sinn er ist, ein Eigentum, eine Leidenschaft.

Gegenstand ohne Funktion

Wenn man den Kühlschrank benützt, um etwas aufs Eis zu legen, ist er eine praktische Zweckdienlichkeit: Er ist kein Gegenstand, sondern eine Vorrichtung. In dieser Hinsicht »besitzt« man ihn nicht. Das Besitzen meint nie etwas Werkzeughaftes, das einen auf das Gebiet der Anwendung verweist, sondern meint das Objekt von seiner Funktion enthoben und im Verhältnis zum Subjekt. Aus dieser Perspektive bilden alle besessenen Gegenstände eine Abstraktion und sind aufeinander bezogen, es sei denn, sie beziehen sich ausschließlich auf das Subjekt. Sie schließen sich zu einem System zusammen, mit dessen Hilfe das Subjekt eine Welt aufzubauen sich bemüht.

Folglich hat jeder Gegenstand zwei Funktionen: einmal eine praktische, und die andere besteht darin, sich im Besitz zu befinden. Die erste Funktion wird vom Subjekt dem Feld der praktischen Totalisierung der Welt zugeordnet, die zweite Funktion ist ein Vorgang der abstrahierenden Totalisierung, die das Subjekt außerhalb der Welt betrifft. Die beiden Funktionen sind einander entgegengesetzt. Im Grenzfall bekommt der rein praktische Gegenstand einen sozialen Standort: die Maschine. Umgekehrt erhält das reine, seiner Funktion enthobene, aus dem Gebrauch gezogene Objekt einen rein subjektiven Status: Es wird Objekt einer Sammlung. Es hört auf, Teppich, Tisch, Kompaß oder Nippsache zu sein, und wird »Objekt«. Ein »schönes Objekt« wird der Sammler sagen, und nicht »eine schöne Statue«. Wenn der Gegenstand nicht gemäß seiner Funktion beurteilt wird, bekommt er seine Rolle vom Subjekt zugewiesen: In diesem Falle werden sie alle zu Besitzstücken, zu einer Abstraktion in der Leidenschaft. Ein einziger Gegenstand befriedigt da nicht mehr: Es muß sich stets um eine Reihe von Gegenständen handeln, im Grenzfall um eine komplette Serie, die der Erfüllung eines Vorhabens entspricht. Deshalb ist der Besitz eines Gegenstandes, welcher Art immer, so befriedigend und enttäuschend zugleich; eine ganze Serie setzt ihn fort und beunruhigt ihn. Das ähnelt ein bißchen der Sexualität: Wenn sich das Liebesverhältnis auf den Partner in seiner Einzigartigkeit bezieht, so will die Liebeslust, so wie sie einmal beschaffen ist, sich gleich mit einer ganzen Reihe von Objekten oder mit der Wiederholung am selben Objekt oder in der Vorstellung mit allen befriedigen. Nur eine mehr oder minder komplexe Organisation aufeinander bezogener Gegenstände wird jedes einzelne Objekt mit genügender Abstraktion darstellen, so daß es vom Subjekt in seiner Leidenschaft des Besitzens erlebt werden kann.

Diese Organisation ist die Kollektion. In der alltäglichen Umwelt herrscht Doppeldeutigkeit: Das Funktionelle verwandelt sich fortlaufend in subjektive Bedürfnisse; Besitz-

verhältnis und Gebrauch verstricken sich im enttäuschenden Vorgang einer totalen Integration. Die Kollektion dagegen kann als Modell dienen. Darin triumphiert die Leidenschaft des Inbesitznehmens, hier wird die tägliche Prosa der Gegenstände zur Dichtung, zu einer unbewußten und triumphalen Unterhaltung.

Die Sammelleidenschaft

»Die Freude am Sammeln ist ein leidenschaftliches Spiel«, sagt Maurice Rheims in *La Vie étrange des objets*. Beim Kind ist es der rudimentärste Ausdruck seiner Herrschaft über die Umwelt: ein Ordnen, Einteilen und Gruppieren. Die aktive Phase des Sammels scheint zwischen dem siebenten und zwölften Lebensjahr zu liegen, in der Latenzzeit zwischen der Vorpubertät und der Pubertät. Mit deren Abschluß nimmt die Lust am Sammeln ab, erwacht jedoch manchmal bald darauf wieder. Später sind es die Männer über vierzig, die sich von dieser Leidenschaft fortreißen lassen. Kurz, überall scheint ein Zusammenhang mit der sexuellen Konjunktur zu bestehen. Während der kritischen Phasen des Geschlechtslebens scheint das Sammeln eine bedeutende ausgleichende Rolle zu spielen. Das Sammeln einerseits und die aktive genitale Geschlechtsbeziehung andererseits schließen einander wechselseitig aus, ohne daß man von einer stellvertretenden Funktion sprechen könnte. Das Sammeln ist im Verhältnis zur Sexualität eine Regression auf die anale Stufe, die sich durch anhäufendes und ordnendes Verhalten, sowie durch aggressive Zurückhaltung kennzeichnet. Diese Beschäftigung mit der Sammlung ist mit dem sexuellen Verhältnis nicht gleichzusetzen, sie zielt nicht auf eine triebhafte Befriedigung (wie der Fetischismus), kann jedoch eine ebenso intensive Befriedigung bedeuten. Das Objekt nimmt hier durchaus die Bedeutung des geliebten Gegenstandes an. »Die Leidenschaft für das Objekt macht aus dem Gegenstand eine

Schöpfung Gottes. Ein Sammler von Porzellaneiern ist überzeugt, daß Gott nie etwas Schöneres und Einzigartigeres geschaffen hat – und zudem zur alleinigen Freude der Sammler.« – »Ich bin darauf wie versessen«, erklären sie, und alle ohne Ausnahme umgeben ihre Sammlung mit einem Schleier des Geheimnisvollen, Geheimen, Verschlossenen und der Verlogenheit – alles Kennzeichen eines schuldhaften Verhältnisses. Dieses leidenschaftliche Spiel macht das Sublime an dieser Regression aus und rechtfertigt die Ansicht, daß jeder, der nicht irgend etwas sammelt, »ein Kretin und ein bedauernswertes menschliches Wrack ist« (Fauron, Präsident der Zigarrenschachtelsammler).

Nicht die Art der Gegenstände macht das Sublime am Sammler aus (die Gegenstände wechseln ja je nach Alter, Beruf und sozialer Stellung), sondern der Fanatismus. Dieser Fanatismus ist der gleiche beim reichen Liebhaber persischer Miniaturen wie beim Sammler von Zündholzschachteln. Deshalb ist die Unterscheidung zwischen Amateur und Sammler im Grunde belanglos. Der letztere bewertet seine Objekte nach dem Stellenwert, den diese in der Kollektion einnehmen, während der Liebhaber sie nach ihrem einzigartigen und entzückenden Charme zu schätzen weiß. Das Genüßliche für den einen wie für den anderen liegt darin, daß ihr Besitz einerseits die absolute Singularität jedes Elementes bedeutet und ihn damit zu einem besonderen Wesen macht, ja im Grunde das Subjekt selbst vertritt; andererseits, daß es die Serienbildung, das unaufhörliche Austauschspiel ermöglicht: qualitative Wesenheit und mengenmäßige Manipulation. Grundet das Besitzen hier in erster Linie auf eine Verwirrung der Sinne (Auge, Hand) und auf der Intimität mit einem bevorzugten Gegenstand, so dürfen auch Suchen, Ordnen, Spielen und Vereinen nicht gering bewertet werden. Kurz, über dem Ganzen liegt der Duft eines Harems, dessen Reiz die Serie in der Intimität (mit stets einem Liebbling) und die Intimität der Serie ist.

Herr eines geheimen Serails ist der Mensch ganz besonders unter seinen Gegenständen. Niemals läßt die menschliche Natur, die ein Bereich des Einzigartigen und des Konfliktuellen ist, diese Verschmelzung der absoluten Singularität und der unendlichen Serie zu; deshalb liegt darin eine unaufhörliche Quelle der Angst. Andererseits ist das Reich der Gegenstände, mit seinen homologen und fortlaufenden Teilen, eine Quelle der Beruhigung. Natürlich bewirkt es das um den Preis einer irrationalen Hinterlist, Abstraktion und Regression. »Der Gegenstand«, sagt Maurice Rheims, »ist für den Menschen wie ein indifferenter Hund, der gestreichelt wird und die Zärtlichkeit auf seine Art erwidert; oder vielmehr wie ein braver Spiegel, der nicht das reale Bild, sondern das erwartete wiedergibt.«

Das schönste Haustier

Das Bild vom Hund ist aber richtig: Die Haustiere sind eine Art Mittelding zwischen Wesen und Sachen. Hunde, Katzen, Vögel, Schildkröten und Kanarienvögel – ihre pathetische Anwesenheit ist das Zeichen für ein Versagen auf dem Gebiet der menschlichen Kontakte und für die Zurückgezogenheit in eine narzißtische Heimwelt, in der die Ichbezogenheit sich ungestört auswirken kann. Stellen wir nebenbei fest, daß diese Tiere geschlechtlich nicht bestimmt sind (manchmal, mit Rücksicht auf die Umwelt, kastriert werden), daß sie, wiewohl Lebewesen, doch wie Gegenstände keine Sexualität zeigen und gerade durch diesen Umstand keine gefühlsmäßige Beunruhigung stiften. Dank dieser wirklichen oder symbolischen Kastration tragen sie dazu bei, die Angst des Besitzers vor dem Kastriertwerden zu überwinden. Sie spielen also die gleiche wichtige Rolle wie alle übrigen Gegenstände, die uns umgeben. Denn der Gegenstand ist das vollkommene Haustier selbst. Er ist das einzige »Wesen«, dessen Eigenschaften die Person entfalten, anstatt sie einzuengen. In der

Mehrzahl ausgedrückt: Die Gegenstände sind die einzigen »Existenten«, deren Koexistenz tatsächlich möglich ist, da ihre Unterschiede sich nicht gegeneinander richten, wie dies bei den Lebewesen der Fall ist, sondern gefällig auf die Person zu konvergieren und sich in ihrem Bewußtsein anstandslos zusammenaddieren lassen. Der Gegenstand läßt sich am leichtesten »verpersönlichen« und verbuchen. Und von dieser subjektiven Buchführung ist nichts ausgenommen, alles kann besessen und investiert, in eine Kollektion geordnet, klassiert und verteilt werden. Der Gegenstand ist somit strenggenommen wie ein Spiegel: Die Bilder, die er widerstrahlt, können nur aufeinander folgen, einander aber nicht widersprechen. Er ist auch ein idealer Spiegel, da er nicht die tatsächlichen, sondern die erwünschten Bilder reflektiert. Kurz, er ist wie ein Hund, von dem nur noch die Treue übriggeblieben ist. Ich kann ihn betrachten, ohne daß er mich sieht. Das ist also der Grund, weshalb alles, was keinen Platz in den menschlichen Beziehungen gefunden hat, auf die Gegenstände übertragen wird und weshalb der Mensch sich so gerne ihrer bedient, um sich selbst zu »sammeln«. Lassen wir uns aber durch diese Betrachtung und eine gewisse sentimentale Literatur nicht irreleiten. Diese »Sammlung« nämlich ist eine Regression und diese Passion eine leidenschaftliche Ausflucht. Zweifellos spielen die Gegenstände im Alltag eine regulierende Rolle: So manche Neurosen klingen an ihnen ab, so manche leidvollen Spannungen finden durch sie eine Lösung. Das wird dadurch bewirkt, daß sie eine »Seele« besitzen und als »unser« empfunden werden, dadurch aber werden sie auch zu einer idealen Dekoration einer hartnäckigen Mythologie und eines neurotischen Gleichgewichts.

Das Spiel mit der Serie

Diese Mediation ist dennoch bescheiden: Wie konnte nur das Bewußtsein sich dermaßen hintergehen lassen? Weil die Verschlagenheit der Subjektivität hier aufscheint; denn der besessene Gegenstand ist niemals eine armselige Mediation. Er ist immer von einer absoluten Einmaligkeit. Nicht in Wirklichkeit: Der Besitz des »seltenen«, »einzig« Gegenstandes ist klarerweise der ideale Sinn des Erwerbs. Aber einerseits wird der Beweis, daß ein Gegenstand der einzige ist, in der Wirklichkeit nie erbracht werden können, und andererseits kümmert sich die Subjektivität sehr wenig darum. Die spezifische Eigenschaft des Gegenstandes, sein Tauschwert, hängt von kulturellen und sozialen Bedingungen ab. Seine absolute Einzigartigkeit erhält er dagegen durch den Umstand, daß er jemand gehört, dem er erlaubt, sich in ihm als absolut Einzigartiger zu erkennen. Großartige Tautologie – sie macht aber die ganze Innigkeit der Beziehung zu den Gegenständen aus, ihre derisorische Einfachheit, ihre Illusion, aber auch die reichliche Vergeltung. Dazu kommt noch, daß dieser geschlossene Kreislauf, wenn auch nicht einfach, doch die menschlichen Beziehungen zu regeln vermag. Und was auf dem intersubjektiven Niveau nicht durchführbar war, wird hier möglich: Ein Gegenstand widerstrebt nie der häufigen narzißtischen Projektion auf unbegrenzt viele andere Gegenstände, sondern erfordert sie sogar und gliedert sich dadurch in eine totale Umgebung ein, in eine Totalisation der Bilder seiner selbst, was das eigentliche Wunder der Sammlung ausmacht. Denn im Endergebnis sammelt man immer nur sich selbst.

So versteht man besser die Struktur des possessiven Systems: Die Sammlung besteht aus einer Reihe einzelner Glieder, das letzte jedoch, das abschließende Stück, ist die Person des Sammlers selbst. Andererseits ist er dies nur insoweit, als er sich für jedes aufeinander folgende einzelne Stück stellvertretend einsetzt. Auf der soziologischen

Ebene begegnet man im System der Modelle und Serien einer homologen Struktur. Hier wie dort stellt man fest, daß die Serie oder die Sammlung den Besitz des Gegenstandes begründet, das heißt die wechselseitige Integration von Gegenstand und Person verwirklicht.

Die Serie ist fast immer eine Art Spiel, die es ermöglicht, ein Glied hervorzuheben und als Modell zu benutzen. Ein Kind spielt mit Flaschenkapseln: Welche wird auf den »Kopf« fallen? Es ist kein Zufall, wenn es schließlich immer eine ist, für die es seine Wahl trifft. Dieses Modell, diese Rangordnung, die es entwirft, ist es selbst: Das Kind identifiziert sich nicht mit einer der Kapseln, sondern mit dem erfolgreichen Wurf. Aber es ist auch in jeder der Kapseln, die nicht bezeichnete Glieder der Gegenüberstellung sind: Nacheinander werfen, heißt eine Serie zusammenstellen, deren Modell der Gewinner ist. So versteht sich auch die Psychologie des Sammlers: Beim Sammeln ausgesuchter Gegenstände ist er selbst das Objekt, das als erstes an die Reihe kommt.

Von der Quantität zur Qualität: das Unikat

Gegen diese Hypothese könnte man einwenden, daß es sich um eine ganz präzise Leidenschaft des Liebhabers für diesen oder jenen Gegenstand handelt. Aber es ist klar, daß das einzige Objekt nur das die Serie beschließende Stück ist, in dem sich die ganze Gattung repräsentiert, das privilegierte Stück eines (möglichen, unbestimmten, gemeinten) Paradigmas, kurz ein »Abzeichen« der Serie.

La Bruyère beschreibt in seinen Charakterstudien über die Neugier als Leidenschaft einen Sammler von alten Stichen und läßt ihn sagen: »Ich verspüre einen tiefen Kummer, der mich dazu drängt, für den Rest meiner Tage auf Stiche zu verzichten. Ich habe bis auf einen einzigen, der übrigens gar nicht zu seinen besten gehört, alle Stiche

von Callot. Dieser letzte, am wenigsten gelungene, würde mir aber erlauben, die Callots abzuschließen. Seit zwanzig Jahren bin ich hinter diesem Stich her und muß daran verzweifeln, jemals ans Ziel zu gelangen; das ist wohl eine bittere Sache.« Man spürt hier mit einer geradezu mathematischen Evidenz die offenkundige Gleichwertigkeit, die zwischen der vollständigen Serie weniger eins und dem letzten, fehlenden Stück der ganzen Serie besteht. (Übrigens kann jedes Glied der Serie zu einem abschließenden werden, jeder Callot könnte zu dem werden, der die Sammlung Callot abschließen würde.) Dieses fehlende, nicht vorhandene Stück, ohne das die Serie keine ist, faßt sie symbolisch zusammen: Es nimmt eine merkwürdige, wesenhafte Eigenschaft der ganzen quantitativen Reihe an. Es ist das »einzige« Objekt, das durch seine Endstellung gekennzeichnet ist und das die Illusion einer besonderen Wichtigkeit erweckt. Und das ist tatsächlich so, doch man sieht, wie die Qualität durch das Mengenmäßige verbessert wird und daß der Wert, der sich auf dieses »Bezügliche« konzentriert, zugleich jener ist, welcher sich entlang der ganzen Reihe der intermediären Bedeutungsträger des Paradigmas aufsummiert. Das könnte man als Symbolismus des Gegenstandes im etymologischen Sinn (*symbolein*) bezeichnen: Eine Reihe von Signifikationen wird durch einen einzigen Ausdruck zusammengefaßt. Der Gegenstand ist Symbol – nicht für einige äußere Instanzen und Werte, sondern für die ganze Serie der Objekte, deren Endglied er ist (und auch für die Person, dessen Gegenstand er ist).

Das Beispiel La Bruyères läßt noch die Regel erkennen, daß ein Gegenstand nur dann einen außerordentlichen Wert erhält, wenn er nicht vorhanden ist. Das ist nicht nur eine Erscheinung der Begehrlichkeit. Man sollte überlegen, ob die Sammlung überhaupt dazu angelegt wird, um vollendet zu werden, oder ob hier das Fehlende nicht eine wesentliche, übrigens positive Rolle spielt; denn dadurch wird das Subjekt wirklich aufgerüttelt. Während das Vor-

handensein des beschließenden Stückes im Grunde auch das Ende des Sammlers bedeuten würde, gestattet ihm dieses fehlende letzte Glied nur das Vorspielen seines eigenen Todes durch dieses Objekt; das heißt aber, dieses Ende zu beschwören. Dieser Mangel wird zwar schmerzlich empfunden, aber er bedeutet auch eine Unterbrechung, ein Vermeiden des Abschlusses der Sammlung, das die endgültige Elision der Wirklichkeit signifizieren würde. Beglückwünschen wir daher La Bruyères Sammler, daß er diesen letzten Callot nicht gefunden hat; er hätte sonst aufgehört, jener rege und leidenschaftliche Mensch zu sein, der er war. Und fügen wir hinzu, daß das Delirium dort beginnt, wo die Sammlung abschließt und nicht mehr auf dieses fehlende Stück ausgerichtet ist.

In diesem Zusammenhang soll eine andere, von Rheims berichtete Geschichte wiedergegeben werden. Ein Pariser Bücherliebhaber, Besitzer seltener Ausgaben, erfährt eines Tages, daß ein New Yorker Antiquar ein Unikat zum Verkauf anbietet, das mit einem seiner Exemplare identisch ist. Er nimmt ein Flugzeug, erwirbt das Buch, ruft einen Gerichtsvollzieher, vor dem er das erworbene Buch verbrennen läßt und verfügt, daß über diesen Vorgang ein Protokoll aufgenommen wird. Daraufhin fügt er diese Zerstörungsurkunde in seinen wieder zum einzigen Exemplar gewordenen Band und schläft darüber befriedigt ein. Liegt in diesem Fall eine Verneinung der Serie vor? Nur dem Anschein nach; denn das Unikat war durch den Wert aller virtuell vorhandenen Bände belastet; indem der Bibliophile das andere Exemplar vernichten ließ, hat er nur die Gültigkeit des gefährdeten Symbols wieder hergestellt. Verneint, vergessen, zerstört, virtuell – die Serie ist immer da. In den unscheinbarsten Gebrauchsgütern wie in den transzendentesten Raritäten ist es die Serie, die das Besitzen und leidenschaftliche Sammeln lebendig erhält. Ohne sie wäre kein Spiel möglich, kein Besitzen und im Grunde genommen auch kein Gegenstand. Das wahrhaft einzige, absolute Objekt, ohne Vorgänger und Vertreter in irgend-

einer Serie, ist unvorstellbar. Das gibt es ebensowenig wie einen Ton allein. Und wie die harmonischen Folgen den Tönen ihre wahrnehmbaren Eigenschaften verleihen, so geben die mehr oder minder komplexen paradigmatischen Serien den Gegenständen ihre symbolischen Eigenschaften und führen gleichzeitig auf dem Gebiet der menschlichen Beziehungen zu ihrer Beherrschung und zum Spiel mit ihnen.

Gegenstände und Gewohnheiten: die Uhr

Jeder Gegenstand befindet sich auf halbem Wege zwischen einer praktischen Besonderung, seiner Funktion (die sich wie eine öffentliche Erklärung ausnimmt) und dem Aufgehen in einer Serie, wo er Bestandteil eines latenten, sich wiederholenden, elementaren und dauernden Gesprächs wird. Dieses diskursive System der Gegenstände ist mit dem System der Gewohnheiten homolog. Der Gegenstand wird übrigens sofort zur Grundlage eines Netzes von Gewohnheiten, ein Kristallisationspunkt routinetaflicher Tätigkeiten. Andererseits gibt es vielleicht keine Gewohnheit, die sich nicht um einen Gegenstand ausbilden würde. Beide verfilzen sich unauflösbar in der täglichen Existenz.

Die Gewohnheit ist Diskontinuität und Wiederholung (und nicht Kontinuität, wie es der Sprachgebrauch nahelegt). Mit der Aufteilung der Zeit in unseren Verhaltensmustern lösen wir das Beklemmende, das die Kontinuität und die absolute Einmaligkeit der Ereignisse für uns hat. Ähnlich verdanken wir es dem diskontinuierlichen Zusammenschluß der Gegenstände zu einer Serie, daß wir über sie verfügen und sie besitzen können. Das ist die Sprache der eigentlichen Subjektivität, und die Dinge sind ihr bevorzugtes Repertoire; indem sie zwischen dem unwiderstehlichen Werden der Welt und uns eine diskontinuierliche, trennende, reversible und nach Belieben oft verwendbare

Scheidewand aufrichten, helfen sie uns, die beklemmende Angst zu überwinden. Durch ihre Einfügung in instrumentale Serien erleichtern uns die Gegenstände nicht nur die Meisterung der Welt; sie helfen uns auch durch ihre Einreihung in geistige Serien, über die Zeit selbst Herr zu werden, indem sie diese auf die gleiche Weise wie die Gewohnheiten zergliedern, klassieren und dem gleichen Assoziationszwang unterwerfen, welchem auch die Ausgestaltung des Raumes gehorcht.

Ein gutes Beispiel für diese diskontinuierliche und gewohnheitsmäßige Funktion ist die Uhr. (Man denke an das Verschwinden der Turmuhr. Die Armbanduhr ist übrigens bezeichnend für die irreversible Tendenz der modernen Gegenstände: Miniaturierung und Individualisierung. Zudem gehört sie zum ältesten, kleinsten und wertvollsten Bestandteil der Häuslichkeit. Ein vertrauter und stark investierter mechanischer Talisman, Partner einer täglichen Zusammenarbeit, eine Faszination – für das Kind – und ein Grund zur Eifersucht.) Die Uhr resümiert gut diesen zweifachen Gesichtspunkt, unter dem wir die Gegenstände erleben. Einerseits informiert sie uns über die objektive Zeit: Hier ist die chronometrische Pünktlichkeit die Dimension selbst der praktischen Notwendigkeiten, der sozialen Verhältnisse und des Todes. Zugleich hilft die Uhr, da sie alles der unreduzierbaren Zeitlichkeit unterwirft, uns diese Zeit anzueignen. Wie das Auto die Kilometer »frißt« (die Exaktheit ist die Entsprechung zur Geschwindigkeit; man muß die Zeit auf dem kürzesten Weg verschlingen), so verschlingt die Objekt-Uhr die Zeit. Indem sie die Zeit objektiviert und in Stücke zerteilt, macht sie aus ihr ein verbrauchbares Gut. Dann aber ist sie nicht mehr die gefährliche Dimension der Praxis; sie wird eine »gezähmte« Quantität. Nicht allein der Tatbestand, zu wissen, wieviel es geschlagen hat, sondern auch der Umstand, durch seine eigene Uhr die Zeit zu »besitzen« und sie ununterbrochen aufgezeichnet bei der Hand zu haben, macht sie zu einem Grundnahrungsmittel unserer

Zivilisation: zu einem Gefühl der Sicherheit. Die Zeit bleibt nicht mehr zu Hause, im Gehäuse einer Pendel- oder Standuhr. Man trägt sie bei sich, und sie wird mit der gleichen organischen Befriedigung zur Kenntnis genommen wie die viszerale Vorgänge des Körpers. Durch die Uhr signalisiert sich die Zeit als die eigentliche Dimension der Objektivierung und, alles in allem, als ein Objekt der Atmosphäre. Übrigens könnte jeder beliebige Gegenstand dieser Analyse der Rekuperation der Dimension einer objektiven Notwendigkeit entsprechen; die Uhr ist durch ihre unmittelbare Beziehung zur Zeit bloß das sprechendste Beispiel dafür.

Gegenstand und Zeit: der geregelte Kreislauf

Die Problematik der Zeit gehört wesentlich zur Sammlung. »Eine Erscheinung, die häufig die Sammelleidenenschaft begleitet, ist der Verlust des gegenwärtigen Zeitgefühls« (Maurice Rheims). Ob es sich dabei nur um eine nostalgische Ausflucht handelt? Wer sich mit Ludwig XVI. identifiziert, bis zu den Füßen von dessen Tischen und Fauteuils, oder wer einen Fimmel für Tabakdosen aus dem 16. Jahrhundert hat, gewinnt sicherlich durch die historische Referenz einen Abstand von der Gegenwart. Diese Bezugnahme erscheint aber zweitrangig gegenüber der lebendigen Systematik der Sammlung. Denn die mächtige Wirkung haben die gesammelten Gegenstände nicht von ihrer Singularität, nicht von ihrer besonderen Geschichtlichkeit, auch nicht daher, daß die Zeit der Kollektion mit der wirklichen nicht übereinstimmt, sondern der Grund liegt allein darin, daß die Organisation der Sammlung selbst an die Stelle der Zeit tritt. Die grundlegende Funktion der Sammlung besteht zweifelsohne darin, die reale Zeit in eine systematische Dimension aufzulösen. Geschmack, Neugierde, Prestige und gesellschaftliche Unterhaltung erlauben eine Ausweitung (doch nie über

einen engeren Kreis hinaus). Sie bleibt auf jeden Fall im strengen Sinne ein »Zeit-Vertreib«. Sie hebt einfach die Zeitlichkeit auf. Besser gesagt, indem sie die Zeit in feste und auch umkehrbare Einheiten zerlegt, stellt sie den unablässigen Anfang eines geregelten Kreislaufes dar, in welchem der Mensch in jedem Augenblick und seiner selbst gewiß von jedem beliebigen Stück ausgehend ebenso verlässlich zu diesem zurückfinden und sich dem Spiel von Geburt und Tod hingeben kann.

Darum ist die Umgebung der persönlichen Gegenstände und ihr Besitz (die Sammlung selbst ist das Endergebnis des In-Besitz-Nehmens) eine ebenso wesentliche wie imaginäre Dimension unseres Lebens, ebenso wesentlich wie unsere Träume. Man sagt, wenn das Träumen künstlich verhindert werden könnte, träten unverzüglich schwere psychische Störungen auf. Soviel ist sicher, wenn man jemandem die Evasion-Regression in diesem possessiven Spiel unmöglich machte, wenn man ihn daran hinderte, sein eigenes, geregeltes Gespräch zu führen (und die Möglichkeit, sich mittels der Gegenstände aus dem zeitlichen Bereich auszuschalten), wäre es um sein Gleichgewicht geschehen. Wir können eben nicht in einer absoluten Einzigartigkeit leben, in einer Unumkehrbarkeit, deren Zeichen das Ereignis der Geburt ist. Die Überwindung dieser Irreversibilität von der Geburt zum Tode ermöglichen uns die Gegenstände.

Selbstredend ist dieses seelische Gleichgewicht neurotischer und dieses Mittel gegen die drohende Angst regressiver Natur, da nun einmal die Zeit tatsächlich unumkehrbar ist und die Gegenstände, die dazu bestimmt sind, uns von ihr zu bewahren, selbst von der Zeit mitgerissen werden. Damit ist aber der diskontinuierliche Abwehrmechanismus auf dem Niveau der Gegenstände stets in Frage gestellt, weil die Welt und die Menschen kontinuierliche Strukturen sind. Sollte man da von Normalität oder von Anomalie sprechen? Wenn sich nur die Möglichkeit einer Flucht in die wiederkehrende Gleichförmigkeit bietet, was gleichbe-

deutend mit der Negation der Wirklichkeit ist, so kommt das davon, daß in das Objekt all das investiert wird, was eigentlich in das Verhältnis der Menschen zueinander gehört – aber so stark ist der regelnde Einfluß der Gegenstände auf uns. Sie sind heute – da die religiösen und ideologischen Instanzen versagen – im Begriff, zur Tröstung der Tröstungen zu werden, zu unserer täglichen Mythologie, die angesichts der Zeit und des Todes unser ständiges Angstgefühl überwinden hilft.

Lassen wir die spontan aufsteigenden Symbolbilder außer acht, die uns einflößen möchten, daß der Mensch in seinen Gegenständen weiterlebt, die Zeit überdauert. Der Schutzmechanismus der Evasion besteht nicht in der Unsterblichkeit, im Fortdauern, im Weiterleben in einer Objektspiegelung (woran der Mensch nie recht geglaubt hat), sondern im komplexen Spiel des stetigen Kreislaufes von Geburt und Tod in einem System der Objekte. Was der Mensch in den Gegenständen findet, ist nicht die Gewißheit des Fortlebens, sondern der kreislaufmäßige und gesteuerte Prozeß seiner Existenz als die symbolische Überwindung des tatsächlichen Lebenslaufes, dessen irreversible Ereignis außerhalb der Beeinflußbarkeit liegt.

Das Bild der Freudschen Analyse des Spieles mit dem Ball drängt sich auf. Das Kind erlebt, im abwechselnden Vorzeigen und Verstecken des Balles (»fort – da, fort – da«) das Zugesein und die Abwesenheit der Mutter und überwindet seine Angst vor der Abwesenheit durch das endlose Wiederherzeigen des Balles. Man wird hier deutlich der symbolischen Bedeutung des Spieles wie auch der Serie inne und kann zusammenfassend sagen: Der Gegenstand ist das Ding, von dem wir uns trennen, indem es unseren eigenen Tod andeutet, aber dieses Dahinscheiden sogleich symbolisch dadurch überwindet, daß wir es selbst im Besitz halten. Indem wir uns vom Gegenstand trennen, introjizieren wir diesen Vorgang, das heißt wir integrieren ihn in eine Serie, in der der ganze Kreislauf des Verschwindens und Auftauchens sich wiederholt und damit das

beängstigende Ereignis des Verlustes und des wirklichen Todes überwunden wird. Im Bilde der Gegenstände wiederholen wir alltäglich dieses Abschiednehmen von uns selbst, und das erlaubt uns – zwar bloß auf eine regressive Weise –, das Leben weiterzuleben. Der Mensch, der sammelt, ist tot – überlebt aber tatsächlich in einer Sammlung, die ihn von nun an bis ins Jenseits ununterbrochen repräsentiert, indem der Tod selbst in die Serie und in den Kreislauf eingebaut wird. Wir könnten hier wieder auf die Analogie mit den Träumen hinweisen: Sofern jeder Gegenstand durch seine (praktische, kulturelle, soziale) Funktion die Mediation eines Wunsches ist, ist er auch als Glied des soeben beschriebenen systematischen Spieles der Exponent eines Wunsches. Dieser bewirkt als Bewegungskomponente in der endlosen Kette der Bedeutungsträger die unbegrenzte Wiederholung und Stellvertretung des eigenen Selbst – über den Tod und noch darüber hinaus. Und fast durch den gleichen Kompromiß wird erreicht, daß – falls die Träume die Aufgabe haben, unseren Schlaf zu hüten – die Gegenstände die Funktion haben, die Kontinuität unseres Lebens zu gewährleisten.

Daß die Kollektion wirklich ein Spiel mit dem Tod ist (eine »Passion«) und deshalb symbolisch mächtiger als der Tod, wird durch eine amüsante Geschichte von Tristan Bernard bezeugt: Ein Mann sammelte Kinder, legitime, illegitime, aus der ersten, aus der zweiten Ehe, Adoptiv-, Findel- und mißgestaltete Kinder und so weiter. Eines Tages veranstaltete er ein Fest, um sie alle um sich zu versammeln. Bei dieser Gelegenheit machte ein Freund folgende zynische Bemerkung: »Eine Sorte fehlt!« Bestürzt erkundigte sich der Sammler, welche das sei. »Das postume Kind...« Worauf der von der Sammlerleidenschaft geplagte Mann seine Frau schwängerte und – sich eine Kugel in den Kopf jagte.

Das gleiche System liegt, von allem thematischen Beiwerk befreit, im Hasardspiel vor. Deshalb übt es eine noch stärkere Faszination aus. Hier öffnet sich eine über den

Tod hinausgehende Jenseitigkeit, eine reine Subjektivität, die in der reinen Serie imaginärer Entscheidungen, inmitten der Zufälligkeiten des Spieles, die Gewißheit des Lebens oder Sterbens in das Hasardieren einbaut.

Gegenstand im Gewahrsam: die Eifersucht

Im Verlauf ihrer regressiven Steigerung wird die Leidenschaft für den Gegenstand zur Eifersucht auf den Gegenstand. Was das Gefühl, »etwas allein für sich zu haben«, so außerordentlich genußreich macht, ist das Wissen um die Begehrlichkeit aller jener, die dadurch frustriert werden. Dieser Komplex der Eifersucht ist immer mit der Sammlerleidenschaft verbunden und bildet in einem gewissen Grad die Triebfeder jeder Vermögensakkumulierung. Sie ist das durchschlagende Verhaltensmuster für den analen Sadismus und auch das Motiv, das Schöne zu versperren, in Obhut zu nehmen, um es allein und ausschließlich zu genießen. Diese sexuelle Perversion kann sich über einen weiten Bereich der Gegenstände erstrecken.

Was heißt eigentlich, der Gegenstand ist in Gewahrsam? Der effektive Wert spielt eine nebensächliche Rolle; sein Charme kommt von seinem Versperrtsein, von seiner Unzugänglichkeit. Der Grund, weshalb man seinen Wagen, seine Schreibfeder und seine Frau nicht herborgt, liegt nämlich darin, daß sie alle in den Triebregungen der Eifersucht mit dem narzißtischen Ich gleichgesetzt werden und daß ihr Schadhaftwerden oder ihr Verlust mit der eigenen Kastration gleichbedeutend sind. Keiner borgt seinen Phallus her – das ist des Pudels Kern. Was der Eifersüchtige versperrt und vor den anderen behütet, ist tatsächlich seine Libido im Bilde eines Gegenstandes, die er unter »Schutzhaft« hält – ein Verfahren, das dem der Sammlung gleicht –, um die Angst vor dem Tod zu überwinden. In der Angst vor seiner eigenen Sexualität entmannt er sich oder, treffender, durch die symbolische